

# Die letzten Hunde Dschingis Khans [Fortsetzung]

Autor(en): **Haensel, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 37

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647491>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die letzten **HUNDE** Dschingis Khans

Von CARL HAENSEL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart. 11. Fortsetzung.

Er trat auf Bubenberg zu und zischte:

„Sie waren mein Gast auf Seiner Majestät Befehl. Nur auf Befehl.“

Bubenberg sah sich um. Alle waren aufgestanden und blickten ihn schweigend an. Todfeindschaft schloß gegen ihn die Rinde. Golnakow flüsterte ihm zu: „Kommen Sie! Ich weiß selber nicht, was los ist. Brief des Sultans. Kommen Sie rasch, ehe es zu spät ist!“

Bubenberg fühlte ein Schwindelgefühl. Es war wie ein Erdbeben, das die feste Erde plötzlich unter seinen Füßen bog.

Bubenberg wurde von Golnakow vors Haus geführt. „Warten Sie einen Augenblick auf mich. Ich will sehen, ob noch ein Raif zu bekommen ist.“

Im Augenblick, als Golnakow ihn verließ, trat aus dem Schatten des Hauses ein Mann auf ihn zu, der an die Mauer gelehnt dort gewartet hatte. Bubenberg fuhr zusammen. Weiß Gott, die Nerven gaben nach.

Es war Ahmed.

„Effendi, es ist besser, wenn Sie hier nicht stehen bleiben. Auch gibt es Raifs, die morschen Boden haben und die Strömung ist reißend und tief. Es ist ratsam, daß wir uns beeilen.“

Bubenberg war überreizt: „Und wer bürgt mir für Ihre Gesinnung?“

Ahmed erwiderte ruhig: „Wie man im Hause des Rabassafal gegen Sie eingestellt ist, haben Sie selber gesehen. Wenn ich hier draußen warten muß, werde ich nicht zu jenen gehören. Wer aber, wie Sie jetzt, nur eine Chance hat, der schlägt sie nicht aus.“

„Und Golnakow?“

„Ist nur dann in Gefahr, wenn er mit Ihnen im gleichen Raif führe! Wenn Sie ihn retten wollen, fragen Sie nicht nach ihm!“

Sie marschierten los. Ahmed hatte kein Gefährt mitgebracht. Zwei Menschen können sich leichter verbergen als ein Wagen.

Längs des Bosphorus führte ihr Weg. Der Mond tauchte hinter ihnen auf, aus der Richtung des Schwarzen Meeres; es war ein schiffbrüchiger Halbmond mit unreinem Rand. Das fahle Licht, das er verlor, glitt wie Eisschollen den Bosphorus hinab. Draußen in der Strömung waren es kleine, quirlende Stücke. In Uferhöhe trieben große weiße Flächen.

Die Nacht war heiß und voll fremder Düfte, als ob das Mondlicht parfümiert sei.

Ihr Weg begann zwischen den kleinen Holzhäusern der alten Janitscharen. Sie waren hier angesiedelt, soweit sie dem Janitscharenblutbad entronnen waren. Ihre Vorfahren hatten Jahrhunderte den Thron der Kalifen als Leibwache umgeben, wurden bei den ersten europäischen Reformen aber untragbar und erlitten das Los, das nun den Hunden bevorstand. Hinter Kumeli führte die Straße dann zwischen dem nackten Ufer und dem aufgeregten strömenden Meeresarm hindurch.

Nach einer Stunde beschleunigten Marsches waren sie aus der schlimmsten Gefahrzone heraus. Ahmed verlangsamte den Schritt. Er zog eine Pfeife aus der Tasche und begann sie zu stopfen. Bubenberg wunderte sich.

Der erste Türke, der kurze Pfeife raucht!

Er beobachtete Ahmed beim Ausstreiten. Es war zweifellos überhaupt kein Türke.

Bubenberg benutzte die gute Pfeifenlaune Ahmeds, um herauszubekommen, was mit dem Rabassafal vorgegangen sei. Es müsse ihn doch jemand zu seinem Schutz hergeschickt haben und dieser jemand müsse um den Zorn des Rabassafal wissen, sonst hätte er Ahmed gar nicht bemüht. Aber Ahmed lächelte höflich, schwieg und begann wieder auszustreiten.

Sie kamen schon in den Bereich der Vorstädte, durch Kasernen gesichert. Aus einer zog eine Abteilung aus, offenbar zu einer Nachtübung oder zu einem größeren Marsche, die wegen der Hitze nachts gemacht wurden. Ahmed machte einen Freuden sprung. Sie waren nun auf jeden Fall vor dem Rabassafal geschützt.

Bubenberg glaubte in dieser Nacht viertelstundenweise überhaupt an keine Gefahr. Man hatte ihm Angst gemacht, das war alles. Seltsam — wenn man hier den Dingen so recht fest ins Auge sah, blieb vom Wunder und vom Grauen nur noch der Verfall. Manchmal freilich brach unter der verwesenden Oberfläche etwas namenlos Entsetzliches hervor, ein Rückfall ins Urmenschen-tum geschah plötzlich. Man rührte an die vergangenen Jahrtausende. Aber das war immer gleich wieder weg.

Das Bataillon zog vor ihnen her. Die Leute hatten von ihren Instruktoren den schweren deutschen Exerzierschritt gelernt, sie begannen zu singen. Ein Marschlied mit preußischer Militärmelodie.

Der Gleichschritt einer Truppe ist machtvoll und wunderbar. Namentlich in der Nacht, wenn die Körper den Zusammenschluß gegen die Geister brauchen und jeder menschliche Atem schützend und freundlich berührt. Bubenberg und Ahmed gingen hinter der Truppe her, nahmen deren Schritt auf und summten die Weise mit. Ein Reservistenlied, das man auch in der Deutschschweiz singt.

Ganz vorn hatte einer den Gesang angestimmt, Glied auf Glied fiel ein. Zuletzt Ahmed, mit voller Stimme, in der Haltung und mit der Betonung, unter den kleinen Textverunstaltungen, wie sie nur der fertig bekommt, der selbst einmal Soldat gewesen ist.

Bubenberg stimmte auch mit ein, zunächst einfach der Masse folgend. Bei einer Dialektverschiedenheit zwischen seinem Text und den Schnörkeln Ahmeds fiel er erst aus der Melodie und begann dann nachzudenken.

„Wo haben Sie gedient?“ frug er Ahmed, ganz listig.

Ahmed lachte gut gelaunt. „Warum sollen Sie es schließlich nicht wissen: in Berlin bei den Matkäfarn!“

„Sind Sie denn Deutscher?“

„Ob ich's noch bin, das weiß ich gar nicht. Ich war es jedenfalls. Und so Gott will, werde ich es bald wieder sein. Noch sechs Monate. Dann habe ich's geschafft.“

„Wie kommen Sie hierher, in diese Maskerade?“

„Wenn Sie die eigentliche Ursache hören, so werden Sie lachen, und es ist leider dann doch so verdammt ernst geworden. Ich habe zu viel Karl May gelesen. Ich bin nicht mehr von den

Phantasmen losgekommen, die sich bei mir festgesetzt und alles bürgerlich Brauchbare überwuchert haben. Ich wollte mir ein Königreich gründen. Beinahe ist es mir sogar geglückt. Ich bin lange in Arabien gewesen. Ich habe da einen neuen Propheten gespielt, den falschen Mahdi, wie sie mich hier nannten. Aber ich bin verraten worden wie alle Volkstribunen. Und so bin ich in die Hände des Sultans gefallen."

Alles Begleiterzählung zu Schritt und Tritt des türkischen Bataillons. Wie man sich als Mann beim Marsch erzählt: kurz, beinahe durch die Einfachheit renommistisch, ohne sentimentalen Aufwand.

"Und der Sultan?"

"Er hatte den seltsamen Einfall, mich in natura kommen zu lassen. Sie haben mich lebendig wie ein Paket verschürt und ihm vor die Füße gelegt. Mich hat gerettet, daß ich armenisch spreche wie er, persisch wie er, türkisch wie er und nicht beschnitten bin. Ich kann auch noch ein paar europäische Dialekte."

"Und jetzt? Was sind Sie jetzt?"

Ahmed lachte über diese Frage:

"Gegenwärtig habe ich keinen sehr leichten Dienst: Ich bin Kinder mädchen und Schutzengel des Bubenbergs Effendi."

"Und wer hat Sie mir heute geschickt?"

"Wie immer — der liebe Gott!"

Die Truppe sang eine türkische Version von „In der Heimat, in der Heimat, gibt es ein Wiedersehen“. Der falsche Mahdi, jetzt Bubenbergs Schutzengel, stimmte mit ein, beinahe andächtig, wie zum Gebet.

Umsonst! „Gib's doch kein Wiedersehen!“ In dieser Fassung galt es für ihn.

\* \* \*

In Ortaöi machte das Bataillon halt. Es sollte nach Kleinasien übergesetzt werden. Die Verladung in Pontons begann. Das ganze Land lag in stumpfer Nacht da. Der Mond schützte sich hinter Bergen. Die Truppe arbeitete bei Fackellicht. Ahmed und Bubenberg blieben in einem unheimlichen Dunkel zurück, das jederzeit von ihren Verfolgern durch eine Blendlaterne aus einem schützenden Mantel in eine Falle verwandelt werden konnte.

Jedenfalls war es nicht ratsam, vor Tagesanbruch durch die Hafenviertel zu marschieren. Sie beschloßen, einen Umweg durch das offene Land zu machen, um gegen Morgen dann aus einer ganz anderen Richtung in die erwachten Straßen zu gelangen.

Sie durchquerten das Tal Riathane, durch das Suleiman der Eroberer seine Flotte aus dem Bosphorus in das Goldene Horn gebracht hatte, um unvermutet im Rücken des Griechenkaisers zu erscheinen. Dann folgten sie einer alten römischen Wasserleitung, die immer noch in Betrieb war. Die Schatten der Vergangenheit umgestirten sie. Was bedeutet ein Menschenleben in dieser Landschaft, die mehr Blut beinahe als Regen getrunken hatte!

Sobald der Bosphorus außer Sicht kam, wurde der Boden hart, karg, Weidestrecke für die Hammelherden, von denen die Hauptstadt größtenteils lebte. Das wunde, armselige Gras strömte herben Duft aus. Bubenberg fühlte sich aus der Treibhausfüße der fremden Gewürzgärten und Blumenfelder am Wasser auf eine ganz hohe, an der Baumgrenze liegende Schweizer Alm veretzt.

Lange nach Mitternacht erreichten sie den nördlichen Vorstadtgürtel. Ihr Weg führte einen Hügel hinauf, der den in seiner Bahn nun kulminierenden Mond verdeckte. Der Abhang vor ihnen, der im kompakten Schatten lag, war ganz kahl, ohne Baum und ohne Strauch und schien mit merkwürdigen, teilweise umgestürzten Trüben bedeckt zu sein. Als sie näher kamen und die erste der Trüben anrühren konnten, tasteten sie auf verwitterten Marmor mit hebräischen Inschriften. Ein Judenfriedhof.

Ueber die Sarkophage und über den blanken Erdboden huschten die aufgeschreckten Eidechsen. Es war ein Gewirr unter ihren Füßen, als ob das Nervengewebe der Erde bloßgelegt sei.

Sie beeilten sich, auf die Höhe des Hügel zu kommen. Der Blick wurde frei, Licht umfloß sie. Sie überfahen nun die Spitze des Goldenen Horns mit den „süßen Wassern Europas“, den kleinen Klüften, an deren Ufern Feiertags der arme Türke saß und den Booten der Reichen zusah, schweigend, neidlos und bedächtig. Das schwellende, mit einer Dellschicht bedeckte Wasser des Goldenen Horns lag wie ein Schneefeld unter dem Mond. Die Masten der faulenden Kriegsflotte staken auf diesem Plan wie ein entlaubter Wald. Aus den Ziegelfabriken am Anfang des Meerarmes zog ein gelber, stinkender Rauch und wälzte sich wie eine gewaltige Schlange gegen die Stadt, die eine letzte Hügelkette noch verbarg.

Angewidert schritten sie den Hügel hinab, Galata entgegen. Als sie wieder in den Mondschatten kamen, stand vor ihnen plötzlich die Erde auf. Riesige Schollen erhoben sich und begannen zu wanken.

Es war eine Kamelherde, die dort rastete und vor dem Herannahen der Schritte unruhig geworden war. Sie mußten stehen bleiben, bis sich die Nachtgiganten wieder beruhigten.

Während des Wartens wurde Ahmeds Blick durch ein Leuchten abgelenkt, das fast vom Zenit kam und mit dem über den anatolischen Gebirgen stehenden Monde nichts zu tun haben konnte. Er sah scharf hinauf und gewahrte einen Lichtschein, der sich wie ein mächtiger Bogen unter dem Firmament hinzog. Er rieb sich die Augen und dachte, es blende irgend etwas seine Iris, aber das Leuchten blieb nachhaltig, so, wie er es zuerst gesehen hatte. Es war, als ob das Himmelsgewölbe den im Mondlicht schimmernden Bogen des Goldenen Horns widerspiegeln würde.

Ahmed warf sich platt auf den Boden. Wenn die Leute des Kabassakal sie eingeholt und Schnellfeuer eröffnet hätten, wäre kein rascheres Deckungsnehmen möglich gewesen.

Bubenberg ärgerte sich über ihn:

„Erstens sind Sie kein Orientale, und zweitens ist dies der erste Gruß des Halleyschen Kometen, weiter nichts!“

Ahmed verteidigte sich:

„Ich bin Orientale! Ich lebe so lange östlich Kirkilisses, daß kein Atom in meinem Körper mehr aus dem Westen stammt. Zweimal sieben Jahre schon! Ich esse Knoblauch und Rabab. Nachts liege ich auf einer Decke oder ohne solche am Boden und lasse die Ströme dieses Erdteils durch mich hindurchziehen. Daher empfinde ich jetzt auch ganz wie die Menschen, die hier aufgewachsen sind. Außerdem sind meine Augen durch das nächtliche, unverdorrene Dunkel hell und empfindlich geblieben. Ich bin überzeugt, daß die künstliche Beleuchtung drüben jedes feelische Schauen abtötet. Das war ja meine ganze Kunst, daß ich empfinden kann, wie diese Menschen hier empfinden. Mit einem solchen Kometen habe ich meine Mahdichast seinerzeit angefangen. Und es ging glänzend. Wenn Sie etwas unternehmen wollen, gegen die Regierung oder die Hunde, dann jetzt! Unter diesem Zeichen glaubt man an das Neue.“

Bubenberg wurde durch die seinem Vorhaben günstigen Worte mit dem Mahdi wieder verführt. „Sagen Sie, Ahmed, warum sprachen Sie vorhin von sechs Monaten? Noch sechs Monate — sagten Sie. Wollen Sie denn wieder fort von hier? Mit dem ersten Beessteak im Speisewagen verunreinigen Sie doch wieder Ihre nun endlich rein türkischen Atome!“

„Zu sieben Jahren in Seiner Majestät geheimem Dienst bin ich verpflichtet. Fehlt noch ein halbes Jahr. Dann habe ich mein verwirktes Leben ausgelöst. Und vom Orient genug! Genug Zucker, genug Dreck, genug Grauen! Außerdem genug Geld zum Leben.“

„Warum sind Sie nicht schon längst geflohen, wenn Sie es hier so satt haben?“

„Weil ich weiß, wie weit Seiner Majestät geheimer Arm reicht. Und wie kann ich ohne Geld nach Hause kommen, nachdem ich einmal nach einem Wunderland ausgezogen bin!“

„Außerdem“, setzte er nach einer Weile hinzu, als sie schon längst wieder im Marsch waren, „kann ich Sie jetzt hier wirklich nicht allein lassen. Wissen Sie, es gibt Männer, und das sind

nicht die schlechtesten, die sich nicht in die Ereignisse hineindrängen, aber das Schicksal kommt zu ihnen, und alles strömt ihnen zu. Abenteuer suchen, ist eine dumme Sache. In meiner Jugend habe ich diesen Fehler begangen. Man muß das Leben kommen lassen. Wie Sie etwa. Gar nicht wissen, was alles noch kommt! Aber gelegentlich muß dann auch einer da sein, der die Gefahr kennt und den Schild vorhält."

"Glück muß der Mensch haben!" sagte Bubenberg. Er drückte mit diesem Satz nicht seine eigene Meinung aus, er zitierte nur, um Ahmed im Gespräch einen begleitenden Akkord zu geben, der ihn dann weiter improvisieren ließ.

Ahmed schüttelte den Kopf: „Das Wort Glück ist zu abgegriffen. Man muß spüren, daß man am rechten Ort zur rechten Zeit steht, und daß die Dinge ringsherum fügsam sind. Ein Haus muß über uns einstürzen und wir unverletzt bleiben, ein Zug entgleisen, gerade der vor uns, mit dem wir eigentlich fahren wollten. So ist es jetzt bei Ihnen, und so war es einmal bei mir. Damals war ich eben der Mahdi. Die Türken sagten, der falsche. Ich bin in jener Zeit wirklich ein Prophet gewesen. Aber über Nacht wurde mir die Gnade genommen; in einem Beduinenzelt ist meine Kraft versickert. Am nächsten Morgen zitterten mir die Kniee, die Zunge stolperte, mein Auge drang nicht mehr durch. Sie haben mich an den Sultan verraten. Wenn man den Hauch des Propheten nicht mehr in sich spürt, muß man sich eben bescheiden und dienen. Es hat keinen Zweck, sich dieser Schickung zu entziehen. Der Dienst ist gut und wohlthätig, wenn er für einen Mann geschieht, dem Gott in die vollen Segel bläst."

Gerade als sie aus dem offenen Gelände in die ersten Straßen einbogen, fiel Bubenberg über zerlöcherter Pflaster in ein Kellerloch und trat dort in ein auffaulendes Pelznäuel. Es waren Schreie, wie er sie in ihrer Fremdheit bis dahin nie gehört hatte. Doch — ein Vergleich fiel ihm ein, eine Rück Erinnerung an das historische Museum in Thun. Dort wurde eines der sonderbarsten Musikinstrumente aufbewahrt: die Schiffsorgel des ersten Dampferchens auf dem Thunersee, die gedreht wurde, wenn ein Gewitter aufzog und die Passagiere ängstlich wurden. Bubenberg strich einst durch die engen Räume dieses Museums und trat aus Versehen der alten Orgel gewissermaßen auf den Fuß. Der Ton, der sich aus den verschimmelten Blasebälgen in diesem Augenblick löste und ihm in den Rücken fuhr, war ebenso überirdisch wie das Schreckgeheul aus dem Hundeloch, das nun wie eine Mine unter ihm aufbrach und explodierte.

Die Tiere hatten offenbar Witterung dafür, daß Bubenberg von dem Geheul schon gelähmt war, sein Herz wie ein durchgehender Motor pochte und seine Fäuste schlaff herunterhingen. Sie sprangen ihn mit Urweltgeheul an, mit Drohung und Gebärde, ihn wie einen Fleischkeben zu zerreißen. Aber der Mann aus S. M. geheimem Dienst war stark und gewandt, trainiert durch sieben Jahre Wüstenprophetie, und riß ihm die gierigen Blutegel wieder von den Hockhöfen. Bis Bubenberg dann zu sich kam und seine Dressur- und Abwehrkünste spielen lassen konnte.

Immerhin war er von dem Lärm, in dieser Stadt des Nachtschlafes ungewohnt, und verdächtig, eine Polizeistreife aufmerksam.

Bubenberg sagte: „Gott sei Dank, die kommen gerade richtig!"

Ahmed schüttelte den Kopf: „Nein! Ausreißen!"

Sie liefen. Was war das für ein Märchen vom Geheimdienst! dachte Bubenberg. Man soll sich doch mit solchen Aufschneidern nicht einlassen!

Als sie außer Sicht der Patrouille waren, erklärte sich Ahmed.

„Der Kabassafal ist seit gestern Todeskandidat. Ich habe ein Auge für so etwas. Vielleicht verdirbt er sich den Magen an einer Flasche aus dem Keller des Sultans. Vielleicht wird ihm der Kragen zu eng. Darüber denkt Abdul Hamid immer lange und mit Genuß nach, ehe er sich entscheidet."

„Was ist zwischen beiden vorgefallen?"

Ahmed sah ihn wegen dieser Frage kopfschüttelnd an: „Den Seinen gibt es der Herr wirklich im Schlaf. Ich bin nicht zu Ihrer Information da, sondern nur zu Ihrem Schutz. Dies berechtigt mich aber, Ihnen zu zeigen, wo auf Sie die Gefahr lauert: Noch ist der Kabassafal Polizeichef. Vielleicht bleibt er es noch Tage oder Wochen. Während er die Nacht hat, kann er den einen oder anderen seiner letzten Wünsche vollstrecken lassen. Ihr Abgang gehört dazu. Ich unterstehe ihm nicht, nur S. M. Aber die Uniformierten sind heute noch die Leute des Kabassafal. Nehmen Sie sich etwas in acht, wenigstens bei Nacht, wenn keine Zeugen da sind. Auch ich bin durchaus nicht kugelfest. Ich kann Ihnen nur helfen, solange mich meine Beine in den Jildis tragen. Außerdem ist man schließlich hierzulande nie sicher, ob nicht Bubenberg-Pascha, noch ehe er es wird, in Ungnade fällt, und die Sterne des Kabassafal, noch ehe sie untergingen, wieder steigen."

„Was reden Sie für merkwürdiges Zeug! Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß der Sultan von mir mehr als meinen Namen weiß. Und auch ihn schon vielleicht nicht mehr."

„Sie sind wirklich ein Musterbeispiel der großen, blonden Typen Ihrer Rasse. Jedem fallen Sie in die Augen und glauben doch in Ihrem Minderwertigkeitskomplex, man sehe Sie nicht . . . — Ahmed überlegte, wie weit er mit seinen Mitteilungen gehen dürfte. Schließlich brachte er stockend heraus: „Ich habe keinen Zutritt zu den Frauen im Jildis . . ."

„Was habe ich mit den Frauen im Jildis zu tun?" sagte Bubenberg, als er aufmunternd schwieg. „Wollen Sie mich bespitzeln und aufs Glatteis locken?"

„Jedenfalls kennt der Sultan Ihre Berner Geschichte. Woher, mögen Sie erraten!" — Er überlegte wieder: „Schließlich kann ich es verantworten, Ihnen in diesem Zusammenhang zu sagen, daß der Sultan heute dem Kabassafal die Frau genommen hat."

Bubenberg blieb stehen und packte Ahmed bei den Schultern: „Wenn Sie lügen — ich erwürge Sie, wenn Sie lügen!"

„Ruhig Blut, Effendi! Das bedeutet vielleicht für Sie letzten Endes nur, daß man eine kostbare Perle nicht mehr in einer Holzkammer aufhebt, sondern im sichersten Safe der Erde. Weiter nichts! Und daß man von Ihnen noch mehr im Jildis spricht!"

Bubenberg schloß die Augen und flüsterte: „Und daß sie von mir spricht!"

„Es klingt nicht gut, was Sie da wiederholen!"

Bubenberg sprach nun gar nichts mehr, seine Augen füllten sich mit Tränen und er ließ sich traumverloren von Ahmed nach Hause bringen.

In derselben Nacht wurde Galzin, der Redakteur des ‚Sabach', des großen Blattes, das für Bubenberg täglich Propaganda machte, ermordet. Er hatte eine Nachtfahrt auf den Bosphorus unternommen, mit Sampions und Mandoline, und war den Leuten vom Gastmahl des Kabassafal in die Quere gekommen, die Bubenberg suchten, aber nicht fanden.

\* \* \*

Zur gleichen Mittagsstunde, als der Kapitän des Kabassafal Bubenberg an Bord nahm, um ihn zum Gastmahl nach Rumeli Hissar zu bringen, traf Marcella Slaty mit Mirimah zusammen. Den Anlaß bot ein Tee bei der Lady Rumford.

Die Lady war Witwe eines Diplomaten und Mutter eines jungen Botschaftsrates, ferner Präsidentin des Tierschutzvereins.

Ein gutes Stück Heilsarmee steckte in ihr und aktivierte ihr Mitleid mit der Kreatur zur Vereinstätigkeit. Sie hatte von dem Plan der türkischen Regierungspartei, die Straßenhunde auf einen Schlag einzufangen und auf einem wasserlosen Eiland auszuweisen, gehört, um nun nicht etwa die Ohren für weitere derartige Greuel zu verstopfen und überzeugt zu sein, daß so etwas im 20. Jahrhundert auf europäischem Boden ganz unmöglich sei — nein, sie zog die Konsequenzen, sammelte und protestierte.

Die englische Politik ließ sich von Tierschutzvereins-Gesichtspunkten nie bestimmen und ihr Sohn schüttelte den Kopf. Es

war selbstverständlich, daß die Türken in ihrer Hauptstadt endlich Ordnung machen mußten. Wie, war ihre Sache. Sie als Frau begriff aber viel besser als die Männer, daß ein Tiermassenmord wie dieser viel gefährlicher war als eine politische Dummheit, weil ein ungeschriebenes Gesetz als nicht-existent erwiesen wurde, von dessen Beachtung die Zivilisation überhaupt abhing. Was blieb von der Besittung des befriedeten Kulturmenschen übrig, wenn er öffentlich und als Staat 100 000 Tiere fängt, aussetzt, verdursten, verhungern, sich selbst zerfleischen lassen durfte! „Es ist ein Unfinn“, sagte die weise Frau zu ihrem blasierten, verklubten Sohne, „daß die Weltgeschichte von Zufällen gemacht wird, wie von Kragnöpfchen oder derartigem. Aber von solchen Ereignissen, wie dem Hundefang, wird sie bestimmt. Als Beispiel bestimmt, denn die Gesinnung, der Glaube werden durch solche offenen Greuel unterhöhlt. Was ist noch unmöglich, wenn das Unmenslichste ungetadelt geschieht!“

Der Sohn empfahl ihr, den Hunden eine Rente auszusetzen. Außerdem sei die alte Villa des Lord Bulwer auf Plati als Hundeaßyl billig zu haben. Ein gutes Beispiel mache ein schlechtes wieder wett. Warum sollte sie nicht? Es blieb ihr noch immer

genug von dem Gelde, das ihr Großvater im Handel verdient hatte. Böse Mäuler sprachen von Sklavenhandel, aber das war wohl unrichtig. Es gab nie Sklavenhandel, wußte die Lady. Sonst hätte die Welt schon längst untergegangen sein müssen. Auf ihrem Tee trafen sich Mirimah und Marcella.

Was konnte der Tierschutzverein tun? Er konnte sich gründen, Proselyten werben, protestieren, Geld sammeln, dafür sorgen, daß die Zangen, mit denen die Hunde gefangen werden sollten, gepolstert und die Transportwagen gefedert wurden. Schließlich konnte ein Kapital für die Speisung der Hunde aufgebracht werden, bis man hier so weit war, daß man sie schmerzlos vergiften konnte. Die Arbeit der Lady war viel wichtiger, als die der ganzen Diplomaten in Stambul zu dieser Zeit. Denn sie ermöglichte es dem damaligen Europa, das doch an Frieden gewöhnt und für den Fall eines Krieges überzeugt war, daß er nur drei Monate dauern werde und die Genfer Konvention ein heiliges Gesetz sei, mit anzusehen, ohne das Gesicht zu verlieren, wie an der gefährlichsten Ecke die erste Bresche in den scheinbar unverrückbaren Zustand der Staaten und europäischen Besittung gelegt ward.

Fortsetzung folgt.

## Der gefährliche Feind

Von Edith Rode

„Wissen Sie, was viele meiner Patienten machen?“ sagte der Arzt zu der schlanken, zarten Dame, die im Bett aufrecht saß und seinen Worten mit einer Geduld lauschte, die die seine auf eine harte Probe stellte: „Sie schreiben mir.“

„Warum schreiben sie Ihnen?“ fragte sie höflich.

Er zuckte die Achseln und beugte sich ein wenig vor, indem er freundlich sagte:

„Sie haben vielleicht das Bedürfnis, mir etwas zu erzählen, das sie sich nicht entschließen können, zu sagen. Sie haben vielleicht eine Bürde, die sie auf mich abladen wollen. Dazu bin ich ja da!“

Sie erwiderte sein Lächeln so gut sie konnte. Aber ihr Gesicht war so ernst, daß es nicht recht gelang.

„Ja, ja — ja, ja —“, sagte er und erhob sich — „Sie kennen mich ja noch so wenig — vielleicht erzählen Sie mir eines Tages, wenn Sie mich näher kennengelernt haben, was es ist, das Sie quält — denn etwas ist es ja — nicht?“

Er sah sie entschieden an; sie erwiderte seinen Blick gleichsam fragend:

„Es ist mehr — solch eine Müdigkeit — Mangel an Appetit — ich glaube, es wäre etwas mit dem Magen —“, sagte sie dann.

„Nun ja —“, sagte er mit einem ruhigen Lächeln und setzte sich wieder an das Bett — „dann will ich auf jeden Fall nicht weiter in Sie dringen. Aber eines Tages, wenn Sie Lust haben, mir Ihr Geheimnis anzuvertrauen, denken Sie daran, daß ich dazu da bin. Und daß es Sie erleichtern wird.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Es ist kein Geheimnis“, sagte sie still. „Es ist wahr, daß etwas an mir nagt; daß es etwas gibt, das ich bereue. Aber es ist etwas, das — es ist etwas, das anderen Menschen so unendlich geringfügig vorkommen wird — und es ist gar kein Geheimnis.“

„Wollen Sie es mir also sagen?“ fragte er.

Sie senkte den Kopf.

„Ich bereue“, sagte sie ruhig — „ich bereue, daß ich schrieb —, daß ich in meines Mannes —, daß ich in der Todesanzeige meines Mannes schrieb: — wie ich schrieb —“

„Was schrieben Sie denn?“ fragte er sanft, als sie verstummte.

Sie begegnete seinem Blick mit traurigen Augen.

„Ich schrieb: mein Mann ist heute gestorben.“

Es entstand eine kleine Pause.

„Und was hätten Sie schreiben wollen?“

„Mein — geliebter Mann ist heute gestorben.“

Er nahm ihre dünne, weiße Hand in die seine und sagte freundlich:

„Aber wenn Sie es so empfinden, ist es dann nicht ebenso, als wenn es da gestanden hätte?“

Nun lächelte sie ganz flüchtig.

„Mein — im Gegenteil —“, erwiderte sie, „denn ich schämte mich, es zu schreiben.“

„Warum schämten Sie sich?“

„Ich fand, es klingt ein bißchen —“, sie suchte nach einem Ausdruck und sagte dann ruhig — „ein wenig vulgär — oder ein wenig schamlos — wie man es nun nennen will — ich erinnere mich, daß ich daran dachte, und daß ich dachte, daß er es gewünscht haben würde — und daß er selbst es von mir geschrieben hätte — und ich erinnere mich — jetzt, so lange nachher, daß ich zwei Stimmen in meinem Innern lauschte, und daß ich dachte — ja, ich hatte ihn geliebt, ich liebte ihn — aber unsere Ehe war ja wie andere gewesen — nicht? Mit Licht und Schatten und Kämpfen — wie alle anderen — und —“, sie sah ihm mit ihrem traurigen Blick in die Augen — „und daß manche — vielleicht darüber lächeln würden — und sich erinnern, wie verschieden wir gewesen waren — und daß ich meine Meinung gehabt hatte und er seine. Ich dachte daran, wie oft jeder seine Meinung durchgesetzt hatte — aber meistens ich. Denn ein Mann ist nicht so rechthaberisch — ein guter Mann nicht — aber ich war es. Und ich hatte gestegt — fast immer.“ —

„Und ich dachte daran, daß es mir nicht recht gewesen wäre, wenn er geschrieben hätte: meine geliebte Frau ist heute gestorben — und ich wußte, daß er es getan hätte, auch wenn er gewußt hätte, daß ich es nicht mag. Und so führte ich den letzten Kampf — und so siegte ich — über meinen toten Mann.“

„Und ich weiß noch ganz gut, ich war ein wenig stolz auf diese einfache Anzeige — ich fand — sie war feiner als die anderen. Ich las sie alle. Mein lieber Mann — meine geliebte Frau — mein treuer Mann — die liebevolle Mutter meiner Kinder — ich las sie alle — und ich war stolz auf meine.“

„Die entsprach meinem Geschmack — der wieder einmal über den feinigsten gestegt hatte. Zum letztenmal — über ihn gestegt hatte.“

Sie schwieg. Dann fuhr sie fort:

„Aber jetzt lese ich die anderen. Jeden Abend und jeden Morgen. Und alle die Worte — die mir nicht fein vorgekommen